

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 35.

Montag, den 10. November.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Sven Eisekub.

Achtes Kapitel.

Tanzlehrer Petersen.

Am Morgen des nächsten Tages machte sich der Detektiv daran, sich zu maskieren. Dieses Mal war es nicht schwer für ihn, sich unkenntlich zu machen. Er wollte sich ja als Tanzlehrer ausgeben, und da würde ein phantastisches Äußeres nicht unnatürlich wirken, eine Künstlerperücke, flatternde Rockschöße usw. Er färbte sich das Gesicht in einer Weise, die unfehlbar den typischen Trinter verriet.

Krag war mit seiner Tanzlehrermaske fertig und betrachtete sein Werk bewundert und selbstzufrieden im Spiegel, als es draußen klingelte.

Der Detektiv fürchtete einen Augenblick, daß es wieder ein Bote von Frau Hage sein könnte. Sie begann ihm lästig zu werden, und er wollte sie am liebsten los sein, damit sie ihm nicht durch ihre unberechneten Maßregeln womöglich alles verderbe. Doch es war nicht ihr Bursche, sondern ein Depeschenbote.

Ehe Krag noch das Telegramm geöffnet hatte, ahnte er dessen Inhalt. Und es war daher durchaus keine Überraschung für ihn, als er das eine, doch sehr viel-sagende Wort las: „Cardigan“, das heißt: „Scheren Sie sich zum Teufel!“

Dennoch mußte er sich über diese Antwort wundern.

Es geschah das erstemal, daß er, der bei der Chicagoer Polizei rühmlich bekannt war — unter anderem durch die Angelegenheit mit der Lustjacht des amerikanischen Milliardärs N., ohne weiteres abgefertigt wurde, als er eine Auskunft verlangte.

Das ließ sich auf drei Arten erklären. Entweder kannte die Chicagoer Polizei die von ihm erfragte Adresse nicht, oder man hatte kein Vertrauen mehr zu ihm — vielleicht weil er nicht mehr zu dem festen Stab der Polizei gehörte — oder auch die Chicagoer Polizei verfolgte eine bestimmte Absicht mit der Geheimhaltung der verlangten Telegrammadresse.

Asbjörn Krag hielt die letzte Vermutung für die annehmbarste. Jedenfalls konnte er sich nun nicht länger mit dem Telegramm aufhalten, er legte es beiseite, um im gegebenen Falle später wieder darauf zurückzukommen.

Er klingelte nach seiner Haushälterin und sagte ihr, daß sie jedem, der nach ihm fragen würde, den Bescheid erteilen solle, er sei aus, oder er schlafe, oder er sei gestorben oder was sie sonst wolle. Jedenfalls müsse sie jeden Gast abweisen. Und damit ging er.

Er nahm dieses Mal einen anderen Weg als den gewohnten. Schon bei dem jetzigen Standpunkt der Sache dachte er sich die Möglichkeit, daß man ihm nachspionieren könnte. Er hatte, wie ein Dachs, mehrere Ausgänge, durch einen Nachbarshof konnte er direkt in einen ganz anderen Stadtteil gelangen. Und diesen Weg nahm er.

Punkt 1/2 11 Uhr fand er sich in der Pension ein. Er wanderte umher, irrte sich in den Türen und benutzte jede Gelegenheit, um sich in dem Hause zu orientieren.

Er wünsche die Varietédiva Miß Stella zu sprechen, er habe den Tortajadanz mit ihr einzuüben. Unter dem Arm hielt er ein großes Notenheft, und unablässig fuhr er sich mit der Hand durch die Künstlertolle, während er mit trippelnden Tanzschritten suchend umherging. Sein ganzes Benehmen war der unzweideutigste Hinweis auf seinen Tanzlehrerberuf.

Man erklärte ihm, daß Miß Stella im Salon sei. Weit unten im Korridor vernahm er bereits heiteres Schwätzen und Lachen aus dem Salon. Wenn mir nur das Mädel nicht die Komödie verdirbt, dachte er, es war ja nun ihre Aufgabe, sich das Vertrauen und die Freundschaft des gelähmten Mädchens zu erwerben; dieses laute Leben im Salon aber deutete auf alles andere eher als auf vertrauliche Annäherung zu der stillen Miß Nelly Anderson.

Bei Asbjörn Krags Eintritt in den Salon verstummte die lärmende Lustigkeit, und alle Blicke richteten sich auf den Tanzlehrer.

Krag blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah sich um. Im Salon befanden sich fünf oder sechs Personen. Er erkannte sofort seine beiden Amerikaner, mitten im Zimmer saß Miß Nelly in ihrem Rollstuhl, und neben ihr saß das Faktotum der Varietédiva, Frau Hansen. Stella selbst saß am Klavier und paukte eine englische Varietéweise.

Am meisten überraschte es Krag, Miß Anderson, die so sehr unglücklich sein sollte, lachen zu sehen, daß ihr die Tränen über die Wangen rollten.

„Verzeihung, wenn ich störe“, sagte Krag, indem er die Tür hinter sich schloß, „mein Name ist Petersen.“

Die Gäste sahen sich fragend an, niemand wußte etwas von Herrn Petersen.

Er verbeugte sich vor der Varietédame und klopfte auf sein Notenheft.

„Wenn ich nicht irre“, sagte er, „so habe ich die Ehre, Fräulein Stella zu sprechen, die Dame, die ich suche. Fräulein Stella war so liebenswürdig, nach mir zu schicken.“

Die Diva erhob sich. Sie schien im Moment ein wenig verwirrt. Aber da kam ihr altes Faktotum, Frau Hansen, zur rechten Zeit zu Hilfe.

„Ach Herr Gott“, sagte sie, „da hätten wir also endlich den Tanzlehrer.“

Und sie hob ihre Handarbeit auf, die ihren Händen entfallen war.

Krag machte eine zierliche Verbeugung.

„Zuwohl“, sagte er, „Fräulein Stella hat mich ja rufen lassen. Das ist der Tortajadanz. Sie fühlten sich wohl darin ein wenig unsicher nach der langen Reise, mein Fräulein?“

Stella aber setzte eine ärgerliche Miene auf. „Gerade jetzt!“ murmelte sie. „Wir waren eben so lustig.“

Krag setzte sich ruhig in den nächsten Stuhl.

„Ich warte gern“, sagte er mit einem bedeutungsvollen Blick, „aber ich halte es für selbstverständlich, daß Sie mich nicht umsonst warten lassen, Fräulein Stella.“

Die beiden Amerikaner hatten den Eindringling neugierig betrachtet.

„Was bedeutet das?“ fragte der eine. Krag war sofort bereit, in gebrochenem Englisch zu erklären, daß die dänische Tänzerin bei ihm Unterricht zu nehmen wünsche.

Nun kam Fräulein Stella herbei.

„So kommen Sie denn, alter Sauertopf“, sagte sie, „man kann Ihnen ja doch nicht entgehen.“

Krag sah gekränkt aus.

„Hören Sie, Fräulein“, sagte er, „ich stelle meine Kunst ebenso hoch wie Sie die Ihre. Ich meine wirklich, Sie haben kein Recht, einen alten Künstler zum besten zu halten.“

„Aber liebe Stella“, mischte sich nun Frau Hansen in den Wortstreit, „du weißt ja doch selbst am besten, daß du den Tortajabatanz üben mußt. Du kannst ihn ja ein paar Minuten durchgehen.“

Fräulein Stella sah erst Frau Hansen und darauf den alten Tanzlehrer an. Dann lachte sie ein herzliches Lachen, das alle im Zimmer ansteckte, am meisten die gelähmte Nelly im Rollstuhl.

Stella winkte ihr zu.

„Wir sehen uns bald wieder.“

Die Kranke reichte ihr die Hand.

„Ja, Sie müssen rasch wieder zurückkommen.“

Ihre Stimme machte einen ganz bestimmten Eindruck auf Krag. Sie sagte die Worte in einem Ton, als ob sie jede geringste kleine Zerstreuung mit der größten Dankbarkeit begrüße.

Sie schwebte mit ein paar anmutigen Tanzschritten dem Ausgang zu. Krag's alter Tänzerherz war gerührt, er stampfte mit den Füßen den Takt dazu. Da wurde die Tür aufgerissen, und eine Frau zeigte sich in ihrem Rahmen.

Es war Frau Habermann.

Die Gelähmte im Rollstuhl stieß einen leisen Schredensruf aus.

„Armes Kind“, sagte Frau Habermann, indem sie sich ihr näherte, „ich dachte, du wärest in deinem Zimmer. Wie kannst du so vollkommen vergessen, daß der Arzt dir gerade für heute wieder unbedingte Ruhe verordnet hat.“

Die würdige Dame zitterte ordentlich vor Aufregung, und ohne weiteres bemächtigte sie sich des Rollstuhls und schob Fräulein Nelly zur Tür.

Zorn flammte in den Augen der Kranken, sie murmelte etwas vor sich hin. Krag, der sich beeilt hatte, in ihre Nähe zu gelangen, glaubte zu verstehen:

„Hüte dich, sonst bricht meine Langmut.“

Frau Habermann beugte sich über sie still und flüsterie ihr etwas ins Ohr.

Dann strich sie ihr über Haar und Wangen und sagte mit einem sauer süßen Lächeln, das für die Umstehenden berechnet war:

„Aber, liebes Kind, du bist wirklich zu unvorsichtig. Du mußt doch an deine Gesundheit denken.“

Krag betrachtete die vor Erregung zitternden Hände der Fremden, die lieblosend über Nellys Gesicht zu fahren schienen. Merkwürdige Lieblosungen, dachte er. Nellys eine Wange war rot wie nach einem Schläge.

Die beiden Amerikaner wechselten Blicke miteinander. Der eine zuckte mit den Schultern und murmelte ein paar Slangausdrücke. Krag verstand. Sie bedeuteten: „Die Sache ist nicht geheuer.“

Stella aber hatte sich bewährt, sie stand bereits gut mit Nelly Anderson.

Neuntes Kapitel.

Die Gelähmte.

Krag und Stella verließen unmittelbar hinter Frau Habermann und der Kranken das Zimmer. Im Korridor beobachtete Krag Frau Habermann, die mit so großer Eile den Rollstuhl vor sich herschob, daß er ordentlich über den Läufer hüpfte.

„Sie müssen sehr vorsichtig sein“, sagte Krag zu Stella, „sonst können Sie mir leicht mein ganzes Spiel verderben.“

Die Diva war gekränkt. Sie setzte sich auf den Klavierstuhl und wandte ihm den Rücken.

„Und ich dachte wunders, wie gut ich meine Sache mache“, sagte sie. „Wie habe ich sie umhergefahren!“

„Sie haben sie umhergefahren?“

„Aber gewiß. In der ganzen Wohnung. Und sie auf alle mögliche Weise erheitert.“

„Nun, Sie machen Ihre Sache wirklich gut, Stella“, beruhigte Krag, „und ich danke Ihnen. Noch ein paar Tage der Anstrengung, und Sie haben Ihre Schuld abgezahlt.“

Fortsetzung folgt.

Audienz im Vatikan.

Reisebrief von Dr. Serbert Hammer.

Mit dem „ungekrönten König“ meint man in Italien nicht etwa Mussolini, den man allerdings so bezeichnen könnte, sondern ich habe dort so den Papst nennen hören, der in seinem Vatikan unabhängig vom italienischen Staat residiert und nicht die Regierung bezieht, die Schwelle seiner kostbaren Gemächer zu überschreiten und sich öffentlich in den Straßen Roms zu zeigen.

Wer ihn leben will, muß zu ihm gehen und sich all den Formen unterwerfen, die dafür vorgeschrieben sind und in der Tat an Hoffritten erinnern. Es gibt ja ein deutsches Sprichwort, welches sagt, daß man den Papst ansehen haben muß, wenn man in Rom gewesen sein will; und in der Tat hat dieses Wort so Unrecht nicht, denn dieser „Gefangene des Vatikans“ ist mit seinem großen Einfluß doch überall zu hören, besonders in den vornehmen Kreisen der Stadt, wo seine treu ergebene Diener dafür sorgen, daß man ihn nicht verliert. Es ist bezeichnend, wie man sich in Rom mit diesen drei Größen: König, Papst und Mussolini abfindet. Ich sah die Bilder von allen dreien in einem Schaulustler so angeordnet, daß der König links, Mussolini rechts und unter ihnen der Papst seinen Platz gefunden hatte. Da aber Mussolini kein sonderlicher Freund des Vatikans ist, hatte der gewandte Aussteller das dadurch angedeutet, daß er das Bild des Papstes etwas mehr auf die Seite des Königs gerückt hatte. Ein Italiener zeigte es mir lachend und sagte, daran könne man erkennen, daß der Ladeninhaber nicht zur Partei Mussolinis gehöre, denn er verkaufe auch Rosenkränze.

Im allgemeinen ist es nicht schwer, zur Audienz vorzulassen zu werden. Man muß eine Empfehlung von einem höheren Geistlichen mitbringen oder sich durch den deutschen Konsul die Tür öffnen lassen. Besser ist allerdings, wenn man auf dem Wege durch einen Geistlichen all der vorbereitenden Schritte im Sekretariat überhoben wird und seine grüne Karte erhält, mit der einen die Schweizer Wache passieren läßt.

Ich habe geklaut, mit welchem Freimut ein höherer katholischer Geistlicher aus Deutschland, der aber schon lange in Italien lebt, über die Verhältnisse im Vatikan und auch über Pius XI. sprach. Wir besuchten diesen Herrn zur Abendstunde und erzählten ihm dies und jenes von Deutschland worüber er sich sehr freute. Es tat mir wohl zu sehen, daß er noch mit ganzem Herzen an seinem grünen Vaterlande hing und wie stolz er war, ein Deutscher zu sein.

„Sehen Sie“, sagte er zu mir, „man hat große Hochachtung vor Deutschen im Vatikan. Die Bildungsstufe der deutschen Geistlichen ist so, daß weder Italiener, Spanier, noch Franzosen an sie heranreichen, besonderen Eindruck hat kürzlich hier ein deutscher Bischof gemacht, der sich wie ein König benahm und sehr viel Sympathien erwarb. „sans Rom spricht von ihm.“

„Und warum kann ein Deutscher nicht Papst werden?“ fragte ich. Er antwortete: diese Frage ist noch nicht reif. Uns Deutschen liegt sie natürlich am Herzen. Pius XI. ist sehr deutschfreundlich, er spricht nicht nur gern Deutsch, sondern er unterhält sich auch viel mit Deutschen und Sie merken ihm kaum an, daß er es nicht als Muttersprache spricht, es passiert ihm selten ein kleiner Sprachfehler während eines Gesprächs von einer halben Stunde. Machen Sie doch die Probe darauf und sprechen Sie ihn morgen bei der Audienz an, wenn Sie bei ihm sind. Freilich ist die Voraussetzung dafür, daß die Audienz nicht zu zahlreich besucht ist.“

Wir kamen dann in ein Gespräch über Mussolini und hernach über Militarismus und konnten uns da nicht einig sein, bis mir mein freundlicher Ratgeber schließlich sagte: „Reden Sie davon mit dem Papst, es wird ihn interessieren.“

Koller Erwartungen ging ich am nächsten Tage zur Audienz, die um ein Uhr mittags stattfand. Ein Viertel vor eins wurden die letzten Besucher zugelassen. Wir kamen an der Schweizer Wache vorbei, die in ihren bunten Landsknechtkleidern mit Stahlhelmen und ganz in alter Waffenrüstung uns den Weg wies. Brächtige gesunde Söhne der freien Schweiz, von denen viele Deutsch sprechen und gern Antwort auf Fragen gaben. Die Gewehre und Seitengewehre, die sie haben, sind deutsches Gewehrmobell 98, das wir in Millionen von Exemplaren der Entwaffnungskommission überlassen mußten, aber im Vatikan noch zu finden ist.

Wir gingen durch Gänge, über Höfe, lange Marmor-treppen mit flachen tiefen Stufen empor und erklimmten über die kostbare Bracht des größten Palastes der Welt. Im Vorzimmer zum Audienzsaal nahmen Garderobiere Hüte, Stod und Mantel ab und gaben eine dürftige Garderobenummer aus Pappe her, die in den ganzen schmuddeligen Zusammenhang nicht recht hineinpaßte, dann wurden wir in den Audienzsaal hineingeführt.

In dem mittelgroßen, ziemlich hohen länglichen Saal saßen auf Stühlen und Polstern rings an den Wänden entlang etwa zweihundert Besucher. Die wenigsten trugen die Kleidung genau nach Vorschrift, die für die Herren schwarzen Gesellschaftsanzug, für die Frauen schwarze geschlossene Kleider vorschreibt ohne Schmuck. Ein paar Herren waren sogar in hellen Anzügen. Ich sahle ein Dutzend Mönche und an reichlich Nonnen. Auch Kinder waren vorhanden. Rechts von mir saßen zwei junge Neapolitanerinnen die von einer alten Nonnein hergeleitet worden waren. Sie schauten viel und deseleiten keine Andacht vor dem Augenblick, der ihnen bevorstand. Ein paar Sitze links von mir war ein deutscher Mönch in tiefes Sinnen versunken. Die Nonnen schienen aus Spanien zu kommen, denn ihre Gesichtszüge waren nicht die der Italienerinnen, und ihre Sprache klang anders, aber sie redeten nur halblaut, so daß ich nichts weiter verstehen konnte.

Während der langen Zeit, wo wir warten mußten, hatte ich Gelegenheit den kostbaren Raum anzuschauen, dessen rote seidene Tapeten die wertvolle Deckenmalerei hervorhoben und eine ziemlich grobe Engelsfigur aus Gold noch eindrucksvoller machten, als sie mit ihrem großen Eisenkreuz schon war. An der oberen schmalen Seite des Raumes stand ein thronartiger Sessel, der geschmückt und edel verziert war.

Nach einer Weile wurden einzelne von uns in ein Nebenzimmer gerufen, darunter auch die Nonnen und Mönche. Was dort geschah, konnte ich nicht erfahren. Nach ihrer Rückkehr bildeten sie in der Mitte des Saales einen Kreis, lehrten sich dann zu uns, so daß nun zwei Reihen entstanden waren, durch die der Papst schreiten sollte. Wir haben in dieser Anordnung wohl zwanzig Minuten gestanden und den Kindern wurde die Zeit sehr lang. Endlich kamen die Zeremonienmeister, überprüften noch einmal die Aufstellung, und auf ein Zeichen trat, gefolgt von Kardinalen, Pius XI. ein.

Wir hatten uns alle aufs Knie niedergelassen und blickten ihn gespannt an. Er ist mittelgroß und sehr frisch. Das gelehrte Gesicht blickt freundlich in die lange Reihe unserer Gesichter. Seine mattweiße Kleidung mit dem mächtigen goldenen Kreuz auf der Brust wirkt fast schlicht vor den prunkenden Gewändern der Kardinalen. Er schreitet den äußeren Ring entlang, gibt jedem die Hand, über die sich jeder zum Kusse neigt, prächtig blickt der edle Stein des Fischerringes in tausendfachem Feuer auf. Man kann erkennen, wie die Protestanten hier und da sich nur über die Hand neigen, ohne sie zu küssen. Er geht weiter, der Zeremonienmeister gibt uns einen Wink aufzusehen. Wir sehen den Papst den inneren Ring abtreiben, er schlägt das Kreuz über einem bildhüblichen vierjährigen Kinde, die Mutter wirft sich ihm dankbar zu Füßen, bedeckt seine Hand mit unzähligen Küssen, rinkt sich an seinem Arm empor und ist überfellig. Ganz zart wehrt er sie ab und schreitet weiter. Er erticht noch eine Nonne an, die in maßlosem Erstaunen ihr Auge auf ihn gerichtet hält.

Dann tritt er auf den Thronstuhl zu, kehrt sich zu uns um, faltet die Hände und spricht ein Gebet, so leise, daß ich kaum die Worte unterscheiden kann. Feierliche Stille herrscht in dem kleinen Saale. Der „ungekrönte König“ senket die welche aus aller Welt zu ihm kamen.

Erst, als er gegangen war, dachte ich daran, daß ich ihn hatte ansprechen wollen.

Dann gingen wir wieder die kostbaren Treppen hinab, durch Tore und Gänge bis hinunter zu den Schweizer Gardisten, die gleichmäßig auf einer Bank saßen und sich die Sonne auf die Hände scheinen ließen.

In der Pension, wo ich wohnte, nickte man mir sehr ernst und bedeutungsvoll, als ich erzählte, daß ich beim Papst gewesen sei. Sie hielten es für selbstverständlich, denn sie wissen, daß ein Fremder den Papst gesehen haben will, wenn er in Rom war.

Der Nasengruß.

Wenn wir zum Gruße den Hut abnehmen, die Hand schütteln oder auch einen Kuss geben, so erscheint uns das als die selbstverständliche Form der Begrüßung, und wir denken kaum daran, daß es auch andere Arten geben könnte. Und doch sind die Begrüßungsarten bei den verschiedenen Völkern der Erde so mannigfaltig, daß ihre Aufzählung leicht ein Buch füllen könnte, und viele darunter erscheinen uns im höchsten Grade sonderbar. — wobei allerdings die Völker, die solche Grußform haben, über die unsere nicht weniger verwundert sind. Zu den eigenartigen Sitten gehört der Nasengruß, der sich bei einer Reihe von Völkern findet und bei einigen mit einer sehr fein durchgebildeten Etikette ausgeübt wird. Man hat ihn auch als Kalentuz oder Nasenreiben bezeichnet, aber schon Richard Andree machte in seinen ethnographischen Vorträgen und Vergleichen darauf aufmerksam, daß damit das Wesentliche nicht ausgedrückt ist; denn nicht das Reiben ist dabei die Hauptsache, sondern der Geruchssinn. Die Völker haben ihren spezifischen Geruch und auch jedes Individuum hat seine Ausdünstung, und diese ist es, die der Freund vom Freunde durch den Nasengruß einzieht, gleichsam um einen Teil seines Wesens in sich aufzunehmen. Der Nasengruß hat ein bestimmtes Verbreitungsgebiet. Er findet sich in Lappland und von hier aus durch den Norden der Alten und Neuen Welt bis Grönland und dann begegnet er uns wieder in Hinterindien bis zur Osterinsel nach Osten. In Lappland besteht der Nasengruß in einer halben Umarmung, bei der man die rechte Hand auf die linke Schulter des anderen legt, Wangen an Wangen und Nasenrinne an Nasenrinne reibt, mit

dem Wunsche, daß es dem anderen wohlzuergehen möge. Ein kompliziertes Grubverfahren haben die Ainos auf Sachalin, die einander ihre Köpfe auf die Schultern legen und dann ausgehört ist er bei fast allen Estimo-Stämmen.

Die zweite Zone des Nasengrußes beginnt in Hinterindien, wo von den Bergvölkern Tibittagons erzählt wird: „Ihre Art zu küssen ist sonderbar: statt Lippe an Lippe zu pressen, legen sie Mund und Nase auf die Wangen und sieben den Atem stark ein. In ihrer Sprache heißt es nicht: gib mir einen Kuss, sondern: rieche mich.“ Ebenso wird der Nasengruß auf das Einziehen des Geruches bei den weiter östlich wohnenden Birmanen gelegt, die denselben Ausdruck für den Kuss gebrauchen. Bei den Eingeborenen des Malaischen Archipels sind gleichfalls die Wörter „riechen“ und „riechen“ gleichbedeutend. Auf Celebes veranalteten die Leute bei einer Abfahrt, wie Wallace erzählt, mit ihren Verwandten ein allgemeines Nasenreiben, und auch von den anderen Inseln liegen dieselben Schilderungen vor. Bei den Vanuas und bei den Melanesern ist der Nasengruß verbreitet, und besonders eigentümlich ist der Abschiedsgruß der Fidschi-Inulaner, bei diesen ist es ein Niesen das mit einem starken Schnüffeln begleitet ist, aber nur Gleichstehende tun dies gegenseitig im Gesicht, ein Häuptling niedrigen Grades grüßt so den Höherstehenden an der Hand, und Niedrigstehende riechen die Füße eines Häuptlings. Das „Nasendrüden“ auf Neuseeland hat Darwin beschrieben: „Die Weiber kauerten nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts; meine Begleiter standen über ihnen, legten die Köpfe ihrer Nasen in einem rechten Winkel über die ihrigen und saugen das Drüden an. Das dauerte etwas länger als ein herzlicher Händedruck bei uns. Während des Voraugens ließen sie ein behauchtiges Grunzen hören. Unter dem Vorbild der Europäer ging diese Sitte aber schnell zurück und die modernen Maoris schütteln sich einfach die Hände.“

Zweikampf mit einem Bären.

Von Ferdinand Ossendowski.

Der Autor des viel gelesenen und neuerdings auch viel umstrittenen Buches „Tiere, Menschen und Götter“ veröffentlicht nun sein zweites Werk in deutscher Sprache: „In den Dschungeln der Wälder und Menschen“ (Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei). Während der erste Ossendowski bekanntlich die Flucht vor den Bolschewiken schildert, berichtet Ossendowski in dem neuen, mit Spannung erwarteten Buche von vier Vorkriegsreisen, die er im Auftrag russischer wissenschaftlicher Institute durch die wüsten erforchten Randgebiete Sibiriens unternahm. Als Probe entnehmen wir dem ungemünzt fesselnd geschriebenen Buche folgenden Abschnitt:

Die Drochonen und Golden, die sehr geübte Bärenjäger sind, halten den Ameisenbären für einen bösen Geist, den man von Zeit zu Zeit versöhnen muß, um ihn als mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen. Infolgedessen schicken sie ihn nur, wenn besondere Umstände sie dazu zwingen. Ich habe niemals Drochonen den Meißel Weg jagen sehen, konnte aber durch einen ganz besonderen Glücksfall einmal einer religiösen Zeremonie beiwohnen, bei der ein Zweikampf zwischen einem Menschen und einem Bären ausgefochten wurde.

Es war in einem Drochonenlager bei Nikolajewsk am Amur. Man hatte einen großen, ungefährt sechshundert Pfund schweren Bären gefangen, mit Lederriemen gefesselt und zu einer Waldlichtung geschleppt. Dort wurde er in eine kleine Einzäunung eingesperrt, die aus kurzen, harten, fest miteinander verbundenen Wippen hergestellt war. Dann warf der Schaman das Los, wer mit dem Bären kämpfen sollte. Das Los fiel auf einen ungefährt sechzehnjährigen Burschen, der über sein Glück sichtlich erfreut und stolz darauf war. Er steckte ein Messer in seinen Gürtel, strich seine Lederhose all und begab sich in die Einzäunung. Zuerst schritt er die Riemen durch, mit denen das Tier gefesselt war, dann lief er ans entgegengesetzte Ende des eingezäunten Places und postierte sich dort, das Messer kampfbereit in der Hand. Der Bär blickte mit seinen kleinen, blutunterlaufenen Augen um sich, stellte sich auf die Hinterbeine und ging auf den Burschen los. Dieser wartete den Anmarsch nicht ab, sondern mit agentem Kopf rannte er gegen das Tier an, und mit seinem linken Arm sein Gesicht bedeckend, stemmte er seine rechte Schulter von unten in das Schultergelenk, vielmehr in die Achselhöhle unter der ausgestreckten rechten Brante des Bären. Er machte diese dadurch kampfunfähig, und ließ nur die linke Brante frei, die ihn hätte im Rücken packen können, wenn er dem nicht mit einem blitzschnellen Stoß seines Messers zuvor gekommen wäre. Der Stich wurde behende von unten nach oben schließend geführt und brachte den Bären zu Boden, ehe er seine lächerlichen Branten gebrauchen konnte. Der Bursche hatte nicht die geringste Verletzung erhalten und der Bär war tot. Eingeborene jagen auf diese Weise den Bären in der Taiga.

Nach Beendigung des religiösen Wettkampfes erfuhr ich von ihnen, daß das Geheimnis des Angriffs darin besteht, den linken Unterarm von unten her an der Stelle des Bärenkörpers einzustemmen, die unserer Achselhöhle entspricht. — d. h. gerade da, wo das Vorderbein am Kumpf ansetzt — und den Bären zu verhindern, seine Vorderbranten zu gebrauchen.

Gesellschaft u. Mode

Die neuesten Tanzkleider. Die Damen nehen heute in ihren Alltagskleidern so ausgezeichnet, wie es früher höchstens bei der Ballettoilette erlaubt war. Vielleicht kommt es daher, daß man heute zu allen Tageszeiten inat und daher die Frauen immer gleich richtig angezogen sein wollen. Die Pariser Mode aber will dem eigentlichen Tanzkleid jetzt wieder seinen Vorrang verschaffen, und die Gelehrten der Mode haben jüngst erklärt, das eigentliche Toilettekleid dürfe nur am Abend bei Bällen und Festen getragen werden. Das Tanzkleid, in dem die junge Dame heute einen 5-Uhr-See bezieht oder zu einem gemüthlichen Tänztchen geht, hat einen kurzen Rock, ist ärmellos, aber zeigt keinen tiefen Ausschnitt. Aberhaupt wird immer mehr die Nackenslinie und Halslinie betont, die ja durch den Subtilopi ganz freigelegt ist. Für den Ausschnitt sucht man die V-Form einzuführen, aber ohne viel Erfolgs. Die V-Form wird vor jungen Damen abgelehnt; sie ist mehr für reifere Frauen geeignet, die das V lang und schmal machen, um schlanker zu erscheinen. Der elegante Tanzschuh ist aus Leder mit roten Lederabsätzen. Die roten Absätze werden besonders gern zu schwarzen Toiletten getragen; dazu legt man schwarze Seidenstrümpfe an. Für die große Abendtoilette ist der neue Gold- und Silberkronen bestickt, der so dünn ist wie Spinnweben und in dem der Fuß aussieht, wie wenn er nackt wäre, mit etwas Gold- oder Silberpuder bestäubt.

Schminken wird unmodern! Eine Kunde, die zunächst wohl ungläubigem Lächeln begeben wird, teilt der bekannte französische Frauentherapeut und Modeschriftsteller Fernand Vandermere der aufrühenden Menschheit mit. Wie er in einem Pariser Blatt ausführt, sind Ruder und Schminken unmodern, und die elegante Pariserin will von diesen bisher so beliebten „Auffrisierungen“ des Teints nichts mehr wissen. Vandermere hat führende Modedamen nach den Gründen dieser umstürzenden Neuerung befragt, und alle haben ihm geantwortet, ihre Männer und Verlobten, ihre Brüder und Freunde zögen die natürliche Hautfarbe vor, und sie hätten diesen neuen Geschmack durch die Freude an der gesunden Bräunung der Haut bekommen, die sie im Sommer an der See oder im Gebirge bewundern konnten.

Schönheitsmittel für Männer. Ein amerikanischer Schönheitsdoktor, A. E. Wilden, hat erklärt, daß die Zahl der älteren Herren, die Schönheitsmittel verwenden, immer mehr zunimmt. Schon jetzt verwenden Hunderttausende von Männern Gesichtscreme, saute er, und in fünf Jahren wird es keinen Mann mehr geben, der ohne Schönheitsmittel auskommen kann. Schönheitsmittel, die geschickt angewendet werden, verleihen dem Manne nicht nur ein jugendliches Aussehen, sondern auch ein jugendliches Fühlen. Die Verwendung solcher Mittel ist daher nicht weiblich und weidlich, sondern nur vernunftgemäß.

Die blecherne Hochzeit. Die Amerikaner haben sich zu der Ansicht bekehrt, daß 25 Jahre reichlich zu viel sind, um das Jubiläum einer glücklichen Vereinigung freudigen Herzens zu begehen. Abgesehen davon, daß viele die silberne Hochzeit nicht erleben, hat die Erfahrung überdies darüber belehrt, daß sehr viele Ehen schon vor dem 25. Jubiläum gescheitert werden und daß, wenn dieser Termin selbst erreicht wird, die Eheleute das Fest fast ausnahmslos mit recht gemischten Gefühlen begehen. Von da an wird es besser, und die Gläublichen, die das 50. oder gar das 60. Ehejahr erreichen, haben begründete Aussicht, die goldene oder diamantene Hochzeit mit ungemischten Glücksempfindungen zu begehen. Aber wie wenig ist es vergönnt, dieses Ziel zu erreichen. Deshalb hat man sich in Amerika dazu entschlossen, schon nach zehnjähriger Ehe eine Blechhochzeit zu begehen. Zu diesem Zweck werden die üblichen Geschenke in Gestalt von aus Blech hergestellten Gegenständen, bei denen mit Vorliebe die Hufeisenform gewählt wird, dargeboten. Natürlich ist das Blech nur die Hülle, die mehr oder weniger solide Geschenke, wie Schmuckstücke, Seidenstoffe, und bei den Herren Zigarettenboxen aus edlem Metall birgt. Man hofft, daß auch schon die Aussicht auf die Geschenke die Gatten bestimmen wird, mit der Scheidung bis nach dem Begehen der blechernen Hochzeit zu warten.

Welt und Wissen

Kosmische Strahlen. Die Strahlen, die aus dem Weltall zu uns kommen, sind in neuester Zeit vielfach Gegenstand der Erforschung gewesen. Während man bis vor kurzem nur die Lichtwärme und die chemisch wirksame Strahlung der Himmelskörper kannte, sind jetzt bedeutungsvolle Entdeckungen über neue kosmische Strahlenarten gemacht worden, die M. Raller in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ aufzählt. Durch die Aufhebung der Nordlichttheorie Prof. Bergards ist nachgewiesen, daß fester Stidstoff, wenn er mit Elektronen bombardiert wird, zu leuchtigen anfangt und grüne Linien ausstrahlt, wie wir sie im Nordlicht und auch in den Nebelflecken des Himmels finden. Dann stellte W. Kohlhörner in Gieselsdorf fest, daß die Erde aus dem Weltraum eine durchdringende Strahlung nach Art der Röntgenstrahlen empfängt, die sich von dem Auf- und Untergang der Sonne und der Jahreszeit unabhängig zeigt, aber ihr auffälliges

Maximum gerade dann erreicht, wenn das flimmernde Band der Milchstraße in die Gleichgewichte hineinzieht und auf die Apparate einwirkt. Man nimmt danach an, daß diese unehört harte Strahlung von den nebligen Massen ausgeht, die die Milchstraße bilden. Da diese Strahlung beim Durchgang der Erde durch den Schweif des Hallischen Kometen besonders stark war, so nimmt man an, daß sich in den Kometenschweif ähnliche Stoffe befinden wie in der Milchstraße. Ein dritter Entdecker, Dr. Bongards, hat durch Fluoreszenzaufleucht in große Höhen, die zugleich in Lindenberg und auf den Philippinen ausgeführt wurden, herausbekommen, daß die Erde einer kosmischen Massenstrahlung ausgesetzt ist, die von der Sonne ausgeht und mit dem Auftreten von Flares und Eruptionen in der Sonne, vor allem aber mit den Sonnenprotuberanzen, den Glutgasausbrüchen, in Zusammenhang steht. Dr. Bongards sieht in dieser Strahlung der Sonne auch die eigentliche Ursache der von Vegard beobachteten Leuchterregung des atmosphärischen Stidstoffs und ebenso die Erklärung für die seltsamen Erscheinungen, die die Reichweite der Radiowellen beeinflussen. Durch diese Strahlungen soll letzten Endes ebenso die Wetterlage der ganzen Erde und damit der für uns Menschen so überaus wichtige Ernteausschlag bestimmt werden. Er vertritt sich von seinen Forschungen umwälzende Fortschritte in der Wettervorhersage, die imstande sein wird, bereits das Wetter zukünftiger Jahre zu prophesieren.

Die Geschwindigkeit der Sonne. Die Bestimmung der Bewegung unserer Sonne und damit des ganzen Planetensystems im Raume, beschäftigt die Astronomen schon seit langem, und immer wieder sind neue Berechnungen angestellt worden, um dieses schwierige Problem zu lösen. Man hat als Geschwindigkeit der Sonnenbewegung schließlich den Wert von 20 Kilometer in der Sekunde herausgerechnet, wonach die Sonne sich also im Vergleich zu anderen Sternen ziemlich langsam vorwärts bewegt. Wie im letzten Heft der „Astronomischen Zeitschrift“ mitgeteilt wird, kommen nun die neuesten Untersuchungen über die Sonnenbewegung von P. Samojlow und Samoilowa zu dem Ergebnis, daß die bisher angenommene Sonnengeschwindigkeit zu groß ist, und daß die Geschwindigkeit der Sonne nur mit 15 Kilometer pro Sekunde anzunehmen ist.

Reise u. Verkehr

Ein Automobil-Strahennetz in Deutschland. Mit dem starken Anwachsen des Kraftwagenverkehrs in Deutschland hat sich herausgestellt, daß unsere Straßen, insbesondere auf dem Lande, für den Verkehr nicht mehr ausreichen. Da die Zukunft zweifellos dem Automobil gehören wird, als dem schnellsten Verkehrsmittel über Land, wird es notwendig sein, große Aderlandstraßen für den Kraftwagenverkehr zu bauen. In diesen Tagen hat sich in Berlin eine Studienkommission gebildet, um wissenschaftlich und praktisch das Projekt auszuarbeiten. Wie der Gründer der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Brix von der Technischen Hochschule in Charlottenburg, erklärte, sollen diese Straßen hauptsächlich einem möglichst angelegten Ferngüterverkehr auf Lastkraftwagen dienen. Es müssen, um den schwereren Fuhrwerken eine erhöhte Geschwindigkeit zu ermöglichen, mit einem besonderen Unterbau versehen werden. Die Anschaffung von Straßenbaumaterialien mit einer Tagesleistung bis zu 140 Meter, wie sie in Amerika seit langem verwendet werden, dürfte zur Erparnis an Arbeitskräften und zur Verbilligung des Straßenbaues erforderlich sein. Das Reichsverkehrsministerium hat der Studienkommission weitgehende finanzielle Unterstützung in Aussicht gestellt. — Um den Verköhen der Automobilfahrer, namentlich in den Städten durch zu schnelles Fahren in letzter Zeit viel Unglück angerichtet haben, entgegenzutreten, hat sich eine „Deutsche Verkehrswacht“ in Berlin gebildet. Ihr gehören die verschiedenen in Deutschland bestehenden Autowachten an. Die Deutsche Verkehrswacht erhofft von ihrer Tätigkeit nicht nur eine Gesundung des Automobils, sondern des gesamten Verkehrswesens, insbesondere dadurch, daß die neue Organisation von den Behörden vor Erlass von Verordnungen gehört werden soll.

Die Reichs-Kellame-Messe in Berlin. Das Bild Berlins als Messestadt wird, wie wir hören, im Frühjahr 1925 noch eine besondere bemerkenswerte Ergänzung durch eine Veranstaltung der Kellamefachleute ganz Deutschlands erhalten. Der Verband deutscher Kellamefachleute, e. V., der berufenen Vertreter der Kellame-Interessenten, hat durch seinen Hauptvorstand in Berlin soeben mit dem Berliner Messeamt in Ausübung eines langen abgetanen Planes einen Vertrag über die gemeinsame Veranstaltung einer Reichs-Kellame-Messe abgeschlossen, die vom 4. bis 9. April 1925 im „Haus der Kunst-Industrie“ auf dem Berliner Messegelände unter Ausnutzung des bis dahin fertiggestellten 138 Meter hohen Funkturmes abgehalten wird. Der Verband deutscher Kellamefachleute, der sich gegenüber der für Leipzig geplanten Kellamemesse als Bestandteil der allgemeinen Messe ablehnend verhält und diesen Standpunkt auch bereits dem Leipziger Messeamt mitgeteilt hat, will die Reichs-Kellame-Messe in Berlin als Kellame-Messe größten Stils aufsehen und damit der besonderen Bedeutung des Kellamewesens sichtbaren Ausdruck geben.